

Jean-Pierre Wils

Gibt es noch Sinn, Hoffnung und Trost?

Philosophie
in banger Tagen

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN

Für meine Enkelkinder
Nicolas, Lilian, Valentin, Valerie,
Annabelle, Olivia, Vincent, Samuel
und Florentine

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2026
Hermann-Herder-Straße 4, D-79104 Freiburg im Breisgau
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de
produktsicherheit@herder.de

Umschlaggestaltung: Verlag Herder
Umschlagmotiv: © bpk | Staatliche Kunstsammlungen Dresden |
Hans-Peter Klut
Satz: SatzWeise, Bad Wünnenberg
Herstellung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

ISBN Print 978-3-451-02649-2
ISBN E-Book (PDF) 978-3-451-84230-6

„Ein fester Punkt ist notwendig, um die Welt aus den Angeln zu heben – lebensrettend wird er, wenn sie bereits aus den Angeln gehoben ist.“

(Martin Mosebach, Die schöne Gewohnheit zu leben)

„Das Ziel wäre, ein plausibles Bild davon zu geben, wie wir in die Welt passen.“

(Thomas Nägele, Geist und Kosmos)

„Kein Zweifel, die Menschen werden auch zukünftig der Welt Sinn geben und dazu Gedanken benutzen, die ihnen helfen, in dieser Welt zu überleben. Die Frage lautet jedoch, wie wahrhaftig diese Gedanken sein können. Inwiefern können sie unsere anspruchsvolleren Wahrhaftigkeitsideale tragen und zusammen mit ihnen jene Institutionen, die solchen Idealen zur Wirkung verhelfen und zugleich ihrerseits in Kenntnis der Wahrheit durchgehalten werden können? [...] Die Hoffnung geht dahin, dass die Tugenden der Wahrheit ungefähr in jenen besonders mutigen, unnachgiebigen und sozial erfolgreichen Formen fortwirken, die sie im Laufe ihrer Geschichte angenommen haben. Sie geht dahin, dass Institutionen existieren können, von denen die Tugenden der Wahrheit gestützt und zum Ausdruck gebracht werden. Sie geht dahin, dass die Art und Weise, in der künftige Menschen den Dingen Sinn beilegen, ihnen die Möglichkeit geben wird, die Wahrheit zu sehen, ohne darunter zu zerbrechen.“

(Bernhard Williams, Wahrheit und Wahrhaftigkeit)

Inhalt

Vorwort	9
I. Sinn	17
1. In der Bedrückung	17
2. Turbulenzen im Überfluss	34
3. Wo kommt die Sinn-Frage eigentlich her?	42
4. Drei Diätikuren	68
4.1 Den Sinn flach halten	69
4.2. Ein Sinnlosigkeitsverdacht	80
4.3 Angesichts der Gefahrenzone	86
5. Das Nichtselbst sehen – Kleine Apologie des Sinns	95
II. Hoffnung	113
1. Reputationsprobleme	113
2. Meine und unsere Hoffnung – gegen Optimismus .	126
3. Zwischen Skepsis und Verteidigung	132
4. Aufgeklärte Hoffnung?	144
5. Über ein Dreiecksverhältnis	156
6. Weiterleben im Rückzug oder die Pflicht zur Hoffnung	166
7. Doch mit Bloch	172
8. Eine ernste Sache – kleine Apologie der Hoffnung	180

Inhalt

III. Trost	191
1. Befangenheit	192
2. Schmerz und Leiden – eine Spurensuche	196
3. Barmherzigkeit – ein Pfeiler des Trostes	204
4. Trost und Resonanz – über ein Verhältnis der Befreiung	215
5. In der Ummantelung – kleine Apologie des Trostes	220
Literaturverzeichnis	227

Vorwort

Im Herbst verlassen die Monarchfalter den Süden Kanadas und Nordamerika. Zur Überwinterung fliegen sie Richtung Zentralmexiko. Ihre Reise umfasst eine Entfernung von etwa 5.000 Kilometern. Die Flughöhe der kleinen, zerbrechlichen Tierchen ist gleichzeitig eindrucksvoll, denn sie flattern bis zu 2500 Metern über der Erde. Im Frühling müssen sie die gleiche Strecke noch einmal bewältigen, um in ihre angestammten Sommerregionen zurückzukehren. Im Roman ‚Blue Skies‘ von T. C. Boyle sind diese Schmetterlinge die Lieblingsinsekten des jungen Forschers Cooper. Wir befinden uns jedoch inmitten katastrophaler klimatischer Erschütterungen. An den Orten des Romans – in Florida und in Kalifornien – sind deren verheerende Folgen längst eingetreten. An der Küste nagen die Wellen des steigenden Meeresspiegels unerbittlich an den Pfählen der strandnahen Häuser. Es sorgt der unaufhörliche Regen für eine modernde Atmosphäre der Beklemmung, für eine nahezu pandemische Ausbreitung von Depressionen, die bei manchen der Bewohner in eine zum Alltag gewordene, alkoholgetränkte Bewusstseinsbetäubung münden. Hurrikans sind zu einer ständigen Heimsuchung geworden.

Cat, die Schwester Coopers, versucht in ihrem verkrampften Küsten-Idyll und mittels einer Mischung aus hartnäckiger Realitätsverkennung und verbissener Verteidigung ihres kleinfamiliären, aber illusionären Glücks den Widrigkeiten zu trotzen. Cooper befindet sich in Kalifornien, wo eine unerträgliche Hitze sich des Landes bemächtigt hat und der Regen, der sehnsüchtig erwartet wird, seit Monaten ausgeblieben ist. Die Vegetation ist der Trockenheit weitgehend erlegen. Insekten sind zu einer Seltenheit geworden, weswegen die Rückkehr der Monarchfalter mit wachsender Verzweiflung herbeigesehnt wird.

Boyle erzählt eine zutiefst dystopische Geschichte. Seine Protagonisten – eine Familie mitsamt ihrem übersichtlichen Freundes- und Bekanntenkreis – versuchen, den ‚american way of life‘, der nur ein klein wenig von unserem eigenen Lebensstil entfernt ist, möglichst lange aufrechtzuerhalten. Boyle zeigt gleichsam in Zeitlupe, wie dieses Vorhaben auf ganzer Linie zum Scheitern verurteilt ist. Cooper ist nicht die einzige Figur, die das Ausmaß der Zerstörung wahrnimmt, aber er weiß um die Ursachen des Desasters, welches das Ergebnis einer die Welt verzehrenden Lebensweise darstellt. Er ist wie ein Rufer in der Wüste – in der verwüsteten Landschaft Kaliforniens. Das befürchtete Verschwinden des Monarchfalters treibt ihn zutiefst um, denn mit dessen Schicksal verbindet er nichts weniger als die Zukunft des Planeten. Gegen Ende des Romans und im Angesicht des zunehmenden Unheils begibt sich Cooper zusammen mit seiner Mutter Otilie zu einem abgelegenen Waldstück, von dem er glaubt, dass es der Zerstörung eventuell widerstanden hat und womöglich zu einem fragilen Biotop für die Falter geworden ist. Der Weg dorthin ist beschwerlich, vor allem für Otilie. „Darf ich es wagen, hoffnungsvoll zu sein?“, fragt er etwas beklommen seine Mutter. „Ich bin auch hoffnungsvoll“, sagt sie. „Und mach dir um mich keine Sorgen, ich bin nicht so alt, wie ich aussehe.“¹

Gegen Ende keimt tatsächlich ein Quäntchen Hoffnung auf, es könnte noch nicht zu spät sein. Cooper entdeckt als erster die Schmetterlinge, dann auch seine Mutter: „Anfangs sah sie sie nicht, aber dann doch, wenn auch nur die wenigen, die sich vom Schwarm getrennt hatten und vor der seidigen Kulisse der Baumkronen dahinsegelten. [...] Eine Brise strich durch die Bäume – oder vielleicht war es auch etwas anderes, eine Veränderung der Atmosphäre, eine Emanation der neuen Wirklichkeit –, und die Falter lösten sich voneinander, sanken herab und stiegen wieder auf wie Blätter, wenn Blätter aufsteigen könnten. Sie versuchte sie zu zählen, denn deswegen waren sie ja hier, aber es waren einfach zu viele.“²

Inmitten der fast zu Naturruinen gewordenen Landschaften der Zivilisation stoßen die beiden Suchenden auf Restbestände ihrer Schmetterlingspopulation. Das Wagnis ihrer Hoffnung wurde nicht enttäuscht. Die verbliebenen Monarchfalter versinnbildlichen einen *Überlebensbestand* an Hoffnung. Es ist von ihr tatsächlich ein ‚Quäntchen‘ erhalten geblieben. Cooper und seine Mutter haben sich mit „Slow Hope“ (Christoph Mauch)³ auf den Weg gemacht und sind nicht enttäuscht worden. Es ist nicht alles verloren. Im Gegenteil – ‚es macht Sinn, weiterzukämpfen‘, lautet die Botschaft der Falter. Die Hoffnung, wie bescheiden sie auch sein mag, entzündet sich an den verbliebenen ‚Oasen des Sinns‘.

Diese Oasen drohen unseren Übergriffen und Verwertungswünschen weiterhin anheimzufallen, aber es sind auch wir, die sie durch Praktiken der Verschonung und des Schutzes am Leben erhalten können. Ihre und unsere Rettung hängen *von uns* ab. Ob diese ‚Inseln des Sinns‘ weiterexistieren werden, liegt in *unseren* Händen. Es ist *unser* Tun, aber auch unsere Bereitschaft des Lassens und des Aufhörens, die über ihre Zukunft entscheiden werden. Ohne sie hätte die Hoffnung jedenfalls keinerlei Anhalt. Wie wir noch sehen werden, ist die Hoffnung eine Praxiskategorie. Sie würde aber gänzlich verpuffen mangels eines ‚Wozu‘, das ihr – also der Hoffnung – Sinn verleiht. In einem luftleeren Raum ginge ihr der Atem aus. „Denn das Leben verliert seinen Sinn, wenn es keinerlei Zuversicht für Künftiges gibt. Und wenn es kein Außen gibt“⁴, sagt die Soziologin und Sozialpsychologin Vera King. Dann werden wir zu Trostlosigkeit verdammt sein. Wer möchte aber leben ohne den „Trost der Dinge“ (Daniel Miller)?

Die Zeitumstände sind gewiss nicht dazu angetan, unsere Stimmung zu heben. Gedämpft ist unser Gemüt. Zwischen Hoffen und Bangen schwankt die Seele, aber der Ausschlag des Pendels zeigt eher selten in die Richtung eines hellen, attraktiven Horizonts. Das Zeitfenster der Zukunft ist ziemlich klein geworden. Für die einst fortschrittsgewöhnten Populationen des Globalen Westens stellt diese

Aussicht mittlerweile eine Art Kränkung dar. So hatten wir uns das nicht gedacht. Aber vielleicht stimmt etwas nicht mit unseren Vorstellungen. Bereits vor siebzig Jahren schrieb Günther Anders uns ins Tagebuch, „dass wir im Vergleich mit dem, was wir wissen und herstellen können, zu wenig vorstellen und zu wenig fühlen können. Dass wir fühlend kleiner sind als wir selbst.“ Die zentrale Aufgabe bestünde „in der Ausbildung der moralischen Phantasie“⁵. Das Unvorstellbare ist vorstellbar und deshalb zumutbar. Dieser Satz gilt im Schlechten wie im Guten.

Der Versuchung, uns mit dem Rücken zu den Realitäten aus der Welt zu stehlen um von den Zumutungen, die sie enthält, verschont zu bleiben, sollten wir nicht stattgeben. Um falschen Ersatz dürfen wir uns nicht bemühen. Auf das Gelände der Resignation dürfen wir nicht zusteuern; erst recht gilt es, der Verzweiflung zu widerstehen. Aber wie gelangen wir auf einen Pfad, der uns aus dieser trüben Umgebung herauszuführen vermag? Existiert zur Sprache des uns eingebläuten ‚Vor- und Aufwärts in allen Lebenslagen‘ und des ‚Unternehmertums in eigener Sache‘ eine Alternative? Ist unsere „moralische Phantasie“ in der Lage, ein lohnenswertes Ziel anzupeilen, attraktive Modelle eines anderen und – für alle – besseren Lebens zu entwerfen?

Ich gehe davon aus, dass ein erster Schritt darin bestünde, uns mit Begriffen anzufreunden, die eine Stütze für die anstehenden Gedanken und Vorstellungsübungen sind. Zu diesen Kategorien zählen ‚Sinn‘, ‚Hoffnung‘ und ‚Trost‘. Auf den ersten Blick fremdeln wir vielleicht mit ihnen, denn sind die Verhältnisse nicht vielmehr sinn-, hoffnungs- und trostlos? Wenn wir uns mit dem ‚status quo‘ nicht abfinden wollen, werden wir auf jene Begriffe allerdings nicht verzichten können. Gerade die trübe Verfassung unserer Gegenwart sollte uns dazu veranlassen, in den Bereichen von ‚Sinn‘, ‚Hoffnung‘ und ‚Trost‘ ein Reservoir des Widerstandes, eine Aufforderung zur Kündigung unseres Einverständnisses mit dem schlechten Lauf der Dinge zu entdecken. Warum eignen wir uns diese Begriffe nicht wieder an, nachdem sie lange Zeit auch und gerade in der Philosophie ein

Schattendasein geführt haben? Ihr Ruf war in den letzten Jahrzehnten tatsächlich nicht der allerbeste. Ihre Reputation war geradezu ramponiert. Ihr Leumund hatte gelitten. Wie konnte es dazu kommen? Wieso befinden sie sich ‚bis dato‘ eher an den Rändern unseres Denkens? Eher langsam, aber stetig deutet sich jedoch eine Veränderung an. Es mehrten sich die Zeichen, dass sie wertvolle Bestandteile der Diskurse über die Zukunft zu initiieren vermögen. Ihre Rehabilitation steht an. Zu einem bloßen Kontrastprogramm mit hohem rhetorischem Wert sollten wir sie allerdings nicht verkommen lassen. Philosophie heißt, ‚Umwege gehen können und wollen‘, und dazu gehört das vorsichtige Abwägen des jeweiligen ‚Für‘ und ‚Wider‘. Schließlich sollte das Plädoyer für ihre Rettung und Wiederaneignung überzeugen. Billig sind diese Kategorien nicht zu haben.

Zu ihrem ‚Preis‘ gehört die Einsicht, dass die Privatisierung von ‚Sinn‘, ‚Hoffnung‘ und ‚Trost‘ in eine Sackgasse führt. Ihr Resonanzraum reicht von der Intimität individuellen Lebens, den sozialen Formationen, die uns umgeben, bis zu den großen gesellschaftspolitischen Aufgaben. Diese Spannweite gilt es zu bewahren. Ohne eine Perspektive, die weiter als die des Einzelnen ist, müsste dessen Suche nach ‚Sinn‘, ‚Hoffnung‘ und ‚Trost‘ auf Dauer ohnehin versanden. Ohne ihre Verankerung im motivationalen Haushalt der Individuen wiederum hingen sämtliche Projekte einer Bewahrung der Zukunft im Raum luftleerer Abstraktionen. Trotzdem – ‚Sinn‘ geht über meinen eigenen Sinnbedarf hinaus, ‚Hoffnung‘ gedeiht schlecht im bloß Privaten, sich selbst Trost Spenden stellt eine heikle Aufgabe dar.

Die Hoffnung braucht ein Milieu, in dem sie gedeihen kann. Sie stellt nämlich kein Vermögen dar, das in uns bereits vorhanden ist und lediglich darauf wartet, aus seinem Schlummer geweckt zu werden. Die Hoffnung befindet sich nicht als psycho-emotionales Potential in Wartestellung, sodass sie sich mit gutem Zureden und mit therapeutischem Einfühlungsvermögen aktualisieren ließe. Zum Greifen nahe liegt sie jedenfalls nicht, wo sie fehlt. Sie ist eher so etwas wie *der Oberton einer sinnvollen Praxis*. Sie wird im

Handeln generiert.⁶ Sie resultiert aus der Zustimmung zu sinnvollen Zielen, auf deren Realisierung wir ‚hoffen‘. In den Ruinen von Natur und Zivilisation wollen wir jedenfalls nicht landen.

Manche Lebe-wohl-Gesänge auf ‚Sinn‘, ‚Hoffnung‘ und ‚Trost‘ wurden vorschnell und zu siegesgewiss angestimmt oder mit schrägem Klang gesungen. In ‚Die Zukunft einer Illusion‘ trat Sigmund Freud bekanntlich als Totengräber der Religion auf. Religiöse Vorstellungen kämen „Wahnideen“ gleich. Sie seien eben „Illusionen“ und bloße „Wünsche“. „Das Geheimnis ihrer Stärke ist die Stärke dieser Wünsche,“⁷ heißt es dort. Wenn wir nicht in dem Infantilismus der Glaubenssysteme verharren wollten, böte sich der Weg der Wissenschaften an, die als einzige zur „Kenntnis der Realität“ führen können. Nur sie, die Wissenschaft, sei keine Illusion und deshalb unerlässlich für die „Erziehung zur Realität“⁸. Trost und Hoffnung als religiös imprägnierte Wünsche gehörten vergangenen, weil unaufgeklärten Zeiten an. Von ihrem kindlichen Charakter sollten wir uns verabschieden, wenn uns an Mündigkeit liege.

Bei den christlichen Kirchenvätern aus dem 4. Jahrhundert wird Christus bildsprachlich manchmal als ‚Sonne der Gerechtigkeit‘ bezeichnet. Das Aufgehen der Sonne wird auch als Sinnbild für seine Wiederkunft betrachtet, auf die die Christen hoffen. Aber noch ist es nicht so weit. Das Licht des Mondes allerdings, das von der Sonne genährt wird, und während der Nacht auf ihre Wiederkehr am Morgen hinweist, tröstet und spendet Hoffnung in der Zeit zwischen Christi Entrückung und seinem Erscheinen am Ende der Zeiten. Mir ist nicht bekannt, ob Freud diese Bildsprache kannte. Menschen mit religiösen Überzeugungen kommen ihm jedenfalls wie Mondsüchtige und Schlafwandler vor, die im Schattenreich der Nacht umherirren. ‚Sinn‘, ‚Hoffnung‘ und ‚Trost‘ gehören aus dieser Sicht zum Vokabular des Somnambulismus. Wem Aufklärung zuteil wurde, entgeht diesem Irrweg. „Was soll ihm die Vorspiegelung eines Großgrundbesitzes auf dem Mond, von dessen Ertrag doch noch nie jemand etwas gesehen hat? Als ehr-

licher Kleinbauer auf dieser Erde wird er seine Scholle zu bearbeiten wissen, so dass sie ihn nährt. Dadurch, dass er seine Erwartungen vom Jenseits abzieht und alle freigewordenen Kräfte auf das irdische Leben konzentriert, wird er wahrscheinlich erreichen können, dass das Leben für alle erträglich wird und die Kultur keinen mehr erdrückt. Dann wird er ohne Bedauern mit einem unserer Unglaubensgenossen sagen dürfen: „Den Himmel überlassen wir den Engeln und den Spatzen.“⁹

Mir geht es an dieser Stelle nicht um Freuds Religionskritik. Aber seine Annahme, nach der Kanalisierung der religiösen Energien in „das irdische Leben“ würde dieses „für alle erträglich“ werden, war ziemlich überambitioniert. Der „Großgrundbesitz auf dem Mond“ mag dahingeschwunden sein, aber inzwischen schreitet die Vermondung der Erde unaufhaltsam voran. Religiös motivierte Hoffnung auf eine *andere* Welt führt eher eine Randexistenz, aber auch das „irdische Leben“ hat schwer zu darben angefangen und scheint mit immer kleineren Hoffnungsportionen auskommen zu müssen. Heil und Unheil bilden die zwei Seiten des wissenschaftlich-technologischen Paradigmas, das „Kenntnis der Realität“ versprochen hatte. Vielleicht hat die „Erziehung zur Realität“ ihrerseits das verbliebene Hoffnungspotential weitgehend verbraucht. Es mögen die religiösen Quellen unserer drei Leitkategorien nur noch tröpfeln. Exklusivbesitz von Religion waren sie ohnehin zu keiner Zeit. Ihre Transformation in säkulares Gedankengut ist also nicht einmal nötig, ihre Rettung vor dem Vergessen aber wohl.

Mein besonderer Dank gilt meinem Freund Dr. Thomas Kaut, der gewissenhaft lektoriert hat. Meine Frau Ute war die erste Leserin des Manuskripts. Ihr verdanke ich hilfreiche Korrekturen und wichtige Hinweise. Ohne das ständige Gespräch mit ihr wären dem Buch unentbehrliche Gedanken verloren gegangen.

Jean-Pierre Wils

Kranenburg, im Winter 2025

Vorwort

Anmerkungen

¹ Boyle, Blue Skies, S. 387.

² Ebd., S. 397.

³ Vgl. Mauch, Slow Hope.

⁴ „Will ich etwas nicht, ist es auch nicht da“, Interview von Thomas Hummel mit Stephan Lessenich und Vera King, S. 5.

⁵ Anders, Der Mensch ist kleiner als er selbst, S. 269 f.

⁶ Vgl. Rosa, Situation und Konstellation. Vom Verschwinden des Spielraums.

⁷ Freud, S. 164.

⁸ Ebd., S. 182.

⁹ Ebd., S. 183. Dieses Zitat aus Heinrich Heines ‚Deutschland‘ wurde von mir in die Form des Zitats gegossen.

I. Sinn

1. In der Bedrückung

„Wir betreten die Rennbahn bei unserer Geburt und verlassen sie mit unserem Tod.“

(Jean-Jacques Rousseau, Die Träumereien
eines einsamen Spaziergängers)

„Die Erde ist bekanntlich ein Trümmerhaufen vergangener Zukunft, und die Menschheit die bunt zusammengewürfelte, sich streitende Erbgemeinschaft.“

(Judith Schalansky, Verzeichnis einiger Verluste)

Unsere Gegenwart ist krisengeschüttelt und in einigen ihrer Zonen katastrophengeprägt. Das Bild einer ‚negativen Zukunft‘ hat die Vorstellung einer ‚positiven Zukunft‘ längst überlagert. Uns bedrängt die „Frage nach einer bewohnbaren Welt“ (Burkhard Liebsch)¹. Dieses Bewusstsein, dass die Negativität überwiegt, hat mindestens zwei Folgen: Wir erwarten vor allem Negatives von der Zukunft, und wir haben darüber hinaus das Gefühl, keinen wirklichen Einfluss auf sie ausüben zu können, also *unfrei* und *machtlos* geworden zu sein. Da liegt die Resignation nicht fern, im Einzelnen sogar die Verzweiflung. Es bietet sich der Ausweg an, im Rückzug aus der unguten Umgebung das eigene, aber bescheidene Gärtchen zu bestellen. Dafür gibt es gute philosophische Beispiele. Von Epikur etwa stammt die Empfehlung, ein durchaus genussvolles und freudiges Leben im Verborgenen, in der Zurückgezogenheit des Gartens, zu führen. Auch in der abendländischen Ikonografie ist der ‚hortus conclusus‘, also der verborgene Garten, nicht wegzudenken. Vor allem in der Mariensymbolik stellt er ein wichtiges Bildmotiv dar. Aber nicht einmal die Gärtchen eignen sich heutzutage zu einer solchen ‚praktischen‘ Kon-

templation. Die klimatischen Bedrängnisse machen keinen Halt vor ihren Pforten.

Es wird uns und den anderen also nicht helfen, den unwirtlich gewordenen Realitäten den Rücken zuzukehren und uns in fiktiven Ersatzwelten zu verschanzen. Das ‚Als ob‘ wird uns vor den Tatsachen nicht schützen. Auch Nostalgie wäre völlig fehl am Platz. Nicht wenige treten mittlerweile den Rückweg in ihre herbeigesehnte Vergangenheit an und übersehen geflissentlich, dass dieser längst blockiert ist. Georgi Gospodinov spricht von einer regelrechten „Zeit Zuflucht“. In einer solchen Lage klingt es fast vermessen, über ‚Sinn‘, ‚Hoffnung‘ und ‚Trost‘ reden zu wollen. Sind diese Begriffe nicht schon längst angestaubt und altersschwach? Sind sie nicht die Brutstätten von Illusionen? Gehören sie nicht zu antiquierten Beschwörungsformeln, zu den großen Gesten und Posen², von denen wir uns besser verabschieden sollten, damit sie nicht noch mehr Unheil anrichten? Ist „die Frage nach dem Sinn des Daseins“³ womöglich obsolet geworden, zu einer pathetischen Formel aus vor-aufgeklärter Zeit herabgesunken? Wäre eine Ernüchterungskur nicht angesagter, damit wir uns verbliebenen Ertüchtigungsübungen zuwenden, die uns tapfer, aber ohne Ausblick auf eine wirkliche Besserung immerhin eine Weile durchhalten ließen? Sollten wir uns nicht besser im langen Schatten der „negative(n) Moderne“ (Sven Hillenkamp)⁴ ernüchtern und illusionslos einrichten?

Träfen wir diese Wahl, spielte sich unser Leben allerdings bloß noch in der *Defensive* ab. Irgendwann verkümmerten wir zu Re-Aktivisten, zu Menschen in permanenter Abwehr. Die Begriffe ‚Sinn‘, ‚Hoffnung‘ und ‚Trost‘ widersetzen sich dieser Haltung. Im Grunde sind sie – wie bereits angedeutet – Kategorien des Widerstands. Ihre Wiederkehr inmitten der Verzagtheit der Gegenwart gleicht dem Auftritt eines ‚puer robustus‘, eines ‚Störenfrieds‘, der sich mit den Verhältnissen nicht abfinden will.⁵ In ihnen ist die Sprache des *Nicht-Einverständnisses* zu Hause. Dieses Buch versucht, sie zu verteidigen, und, wo dies sich als nötig er-

weist, zu rehabilitieren. Ohne sie wäre unser Leben jedenfalls ärmer, erst recht wäre es zukunftsloser.

Ein Mehltau der Verzagtheit hat sich über unsere Gesellschaft gelegt. Die Zukunft ihrer trüben Gegenwart scheint bereits restlos auserzählt zu sein. Es dominiert das Gefühl eines um sich greifenden Stillstands. Niedergeschlagenheit hat sich breitgemacht, die nicht selten in Angst umschlägt, aber sich auch in einer aggressionsbereiten Haltung zur Abwehr anstehender Veränderungen bemerkbar macht. Wo die Zumutung von Einschränkungen und Verzicht am Horizont auftaucht, schlägt ihr Aversion entgegen. Solchermaßen legen wir die Zukunft jedoch ‚ad acta‘. Wir sind der Dinge müde und nicht wenige von uns leiden tatsächlich an Zukunftserschöpfung.

Dennoch hasten wir an der geschäftigen Oberfläche unserer Existenz unverzagt weiter. Eine richtige Bewegung mit teleologischem, also mit zielgerichtetem Kompass findet jedoch kaum mehr statt. Stagnation kennzeichnet das Lebensgefühl, denn es fehlt an „Richtungskontinuität“. Hans-Ulrich Gumbrecht spricht in diesem Zusammenhang von einer „breiten Gegenwart“, in der die Zukunft ihre Attraktivität verloren habe. Wir stochern ratlos und verloren, weil richtungslos in *dieser* Gegenwart herum. Zwar haben wir den keineswegs falschen Eindruck, die Vielfalt der Optionen sei größer als je zuvor, aber so richtig voran kommen wir nicht. „Die breite Gegenwart hat immer schon zu viele Möglichkeiten in ihren simultanen Welten und deshalb – wenn überhaupt – nur eine wenig konturierte Identität. Zugleich macht der Horizont einer verschlossenen Zukunft (wenigstens im strikten Sinn) die Realisierung von Handlungen unmöglich, da sie ohne Projektion eines Handlungsziels in die Zukunft nicht auskommen können.“⁶ Diese Diagnose gleicht einem Alarm, der uns sowohl vor zielloser Hast als auch vor resignierter Einwilligung mit den Gegebenheiten zu warnen versucht.

Was ist mit uns geschehen? Der Vorwärts- und Aufwärtsdrang, der uns nach dem Zusammenbruch der ehemaligen West-Ost-Konfrontation erfasste, ist längst ver-

flogen. Brutalismus kennzeichnet die neuen weltpolitischen Machtverhältnisse. Kollabiert ist die Vorstellung, eine ‚Weltinnenpolitik‘, die auf Verständigung und Kooperation beruht, sei in Reichweite. Klima- und Artenkrise verdüstern die Aussichten. Nicht zuletzt ist es die KI, die an unserem Selbstbild nagt. Wer noch an der Vorstellung eines prosperierenden ‚Demnächst‘ festhält, muss damit rechnen, als Opfer einer Selbsthypnose betrachtet zu werden. Wir ahnen, dass uns die Zeit davonzulaufen und das Fenster der Zukunft sich zu schließen begonnen hat. Die Versuchung ist nicht gering, sich ins Schneckenhaus zurückzuziehen oder in den Netzwerken digital beförderter Ersatzimaginationen von der kummervollen alten Welt Abschied zu nehmen. Als Flucht-Räume stehen die neuen Medien allzeit bereit. Sie versprechen eine Art ‚Weltbegehung ohne Welt‘, in der man sich vermeintlich unangefochten und im dünnen Schutz vor der lästigen Wirklichkeit verlustieren darf.

Viele der sozialen Medien sind aber zu Kammern der Isolation geworden, zu aufwendig drapierten Gehäusen der Einsamkeit. Die von ihnen initiierte Fluchtbewegung aus der rauen Realität wird das Gefühl, ohnmächtig zu sein, überhaupt nicht beseitigen, sondern es im Gegenteil vertiefen. Sie kann der um sich greifenden Vereinsamung nichts Wirksames entgegensetzen. Das Band der Solidarität hat sich erheblich gelockert und das Gefühl der Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft mit lohnenden Zielen ist erheblich geschwächt. Ein gehöriges Maß an Mutlosigkeit macht sich breit – politisch ebenso wie im privaten Leben. Es ist ungemütlich um uns herum geworden. Die Trostlosigkeit befindet sich auf dem Vormarsch.

Wir leben in einer Welt, die in vielerlei Hinsicht ‚verletzt‘ ist – politisch, gesellschaftlich und nicht zuletzt ökologisch. Sie ist aber auch ‚verhetzt‘. Rohe verbale Gewalt herrscht in ihren Medien und deren handfeste, also körperliche Variante zeigt sich zunehmend im Außerhalb, also im konkreten Alltag. Die einstige Kulturtechnik der ‚Sublimierung‘ scheint abgeschafft. Viele Medien sind fast zu Anstalten der *Sublimierungsverhinderung* mutiert, zu Instanzen des

Hemmungsabbaus. Sind wir in eine Abwärtsspirale geraten, die sich kaum noch anhalten lässt? Vielerorts feiert der Drang, notfalls ohne Zögern zugunsten des eigenen Rechthabens zuzuschlagen, fröhliche Urstände. Es wäre nicht falsch, an dieser Stelle von einer „regressiven Entzivilisierung“ (Oliver Nachtwey)⁷ zu sprechen, von einer Abschaffung der zivilisierten Standards der Kommunikation. In zahlreichen Demokratien vollzieht sich nichts weniger als eine „politische Regression“ (Jürgen Habermas)⁸.

Kehren wir noch einmal zu der beschleunigten Welt zurück, in der wir uns befinden. Auf die Frage, wie sich der Mensch der Gegenwart am treffendsten charakterisieren ließe, hieße die Antwort vermutlich: ‚als ein Wesen auf Trab‘. Vielleicht ist dieses Bild noch zu harmlos und wir befinden uns vielmehr in einem besinnungslosen Galopp, also in einer Geschwindigkeit, dessen Tempo auch ein gut trainiertes Pferd nur eine Weile durchzuhalten vermag. Wenn dieses jedoch völlig ‚durchgeht‘ und seine Panik eine Verringerung seiner Geschwindigkeit verhindert, wird es früh oder später zusammenbrechen. Vielleicht erlöst ihn ein falscher Tritt. Lahmend wird es sich hinkend bis schleppend durch die Umgebung bewegen müssen, kollabiert ist es jedoch nicht. Denn Pferde sind in aller Regel ‚vernünftig‘ genug, rechtzeitig zum Stehen zu kommen. Uns Menschen scheint die Vernunft des Anhaltens und des Aufhören-Könnens allerdings abhandengekommen zu sein. Wir sind ‚auf Trab‘ in allen Gefilden unserer Existenz – in der Rasanz unserer Mobilitätsvehikel, in der Hast der medialen Selbst- und Umgebungserkundung, in nimmermüden und frohgemuten touristischen Welteroberungsambitionen, in den Fieberschüben einer Innovationswut, die niemals nachlässt, nicht zuletzt in technologischen Überbietungswettbewerben, die keinerlei Abschluss finden dürfen. Wir vertragen keine Verlangsamung, erst recht keine Hinweise auf ein erreichtes existentielles Maß. So lautet jedenfalls das Credo, also das Große Glaubensbekenntnis in säkularer Zeit.

Aus diesem Grund haben wir die Bestandteile sämtlicher Lebensphasen zu ‚Projekten‘ stilisiert, als sei unsere

Biografie nichts Weiteres als ein ‚Projektil‘ inmitten einer unablässigen Vorwärtsbewegung. Das Leben ist zu einem ‚Projekt-Stil‘ verkommen. Sogar in unseren Fantasien und Träumen sind wir ‚auf Achse‘, wie es diese Metapher so trefflich zum Ausdruck bringt – als befänden wir uns tatsächlich in einem Hamsterrad, wurden der Zwang des Sich-Abstrampelns und der unablässige Vorwärtsdrang zu einem buchstäblichen ‚Motiv‘, zu einer alternativlosen Bewegung ohne Ende. Wir fremdeln mit der Vorstellung, uns einem Ziel nähern zu dürfen, mit dessen Erreichung ein Gefühl der Sättigung, der Beruhigung und der Zufriedenheit verbunden wäre.

Bei aller augenscheinlichen Oberflächendynamik hat uns jedoch die ungute Ahnung beschlichen, nicht ‚wirklich‘, also nicht ‚substantiell‘ voranzukommen. Das ‚Weshalb‘ und ‚Warum‘ und mit ihnen der ‚Sinn‘ unserer pressierten Lebensführung sind uns, wenn wir ehrlich sind, längst zweifelhaft oder gar schleierhaft geworden. „Rasender Stillstand“ hatte der französische Architekt und Philosoph Paul Virilio dieses Phänomen bereits vor mehr als vier Jahrzehnten genannt. Wir kommen eben nicht ‚wirklich‘ voran, sondern verausgaben uns an Ort und Stelle, ohne dass ein lohnenswertes Ziel uns eine vernünftige Bahn bereitet. Diese ‚stationäre Beschleunigung‘ ist Teil einer gewaltigen Erschöpfungsmaschinerie. Zahllose Menschen werden aus der Kurve geschleudert, leiden an einem Burn-out und werden das Schleudertrauma nicht so schnell wieder los. Vor allem erschließt sich der ‚Sinn‘ des Ganzen nicht länger.

Virilio hatte uns auf ein eigenartiges Phänomen hingewiesen, auf einen seltsamen Verlust. Ihm war nämlich aufgegangen, dass die Welt zwar durch die alles erfassende Geschwindigkeit unserer Lebensweise immer mehr in buchstäbliche Griffnähe geraten sei, aber gleichzeitig auch zu schrumpfen begonnen habe. Wir seien in der Lage, ohne großen ‚Zeitaufwand‘ überall zu sein. Grenzen sind mittlerweile lediglich dazu da, überschritten zu werden. Die ganze Welt ist in Reichweite gerückt – buchstäblich. Und es kostet – wie gesagt – kaum Zeit und Mühe, dorthin zu ge-

langen, wohin es uns verlangt. Abstände, die einst mühsam überwunden werden mussten, sind nicht länger der Rede wert. Wie ein Haufen ausgeschütteter Zugriffsmöglichkeiten liegt die Welt uns zu Füßen. Sie ist uns jedoch so nahe gerückt, dass wir ihrer Weite – der Schönheit ihrer Andersartigkeit und der Anmut ihrer Fremdheit – kaum mehr gewahr werden. Wir haben die Welt auf uns zugeschnitten, also in Teile zerlegt, damit wir sie uns möglichst bequem einverleiben. Dabei droht sie an unserer aufdringlichen Nähe zu ersticken.

Wenn wir buchstäblich oder auch nur im übertragenen Sinne schon überall gewesen sind, bleibt von der Welt nämlich nicht mehr viel übrig. Unserem Zugriff ausgeliefert rückt sie paradoxerweise immer weiter in die Ferne. Es dominiert ihr Bezug ‚auf mich‘, ihre Eigenart aber interessiert nicht länger. Die Welt soll meinen Erlebnishunger stillen, meinen Bedarf an Sensationen befriedigen. Abgesehen von ihrer Relevanz ‚für mich‘ kann sie mir gestohlen bleiben. Die Bedeutung der Welt ist auf ‚mich‘ zugeschnitten, für ‚uns‘ gedacht. Dass sie womöglich über ein Recht, von uns verschont zu bleiben, verfügt, fällt uns nicht ein. Dass sie eventuell einen eigenen ‚Sinn‘ hat, den wir nicht kennen und vielleicht auch nicht kennen können, übersteigt unser Vorstellungsvermögen. Dinge *nicht* anzufassen und ihre Unverfügbarkeit zu würdigen, gehört nicht zu unseren Fähigkeiten. Jene Zone der Dinge, von der wir besser ablassen sollten, ist nahezu gänzlich geschrumpft. Es gibt sie kaum mehr, jene Gegenden, die wir nicht bereits zu Trampelpfaden für unsere Bedürfnisse nach Mehr und Größerem degradiert haben. Aber diese Bedürfnisse entspringen einem engen und kleinlichen Selbstbezug, der die Welt auf dessen Maß schrumpfen lässt.

Um uns herum wird es jedoch immer einsamer, denn die Welt hat uns kaum mehr etwas mitzuteilen, es sei denn, sie willigt unserer Absicht ein, sie verzehren zu dürfen. Der Beschleunigung in Permanenz, mit der wir sie heimsuchen, scheint sie kaum Widerstand zu leisten. Ihr *Eigensinn* erschließt sich uns nicht mehr. Zwischen uns und ihr klafft

eine gefährliche Lücke, eine *Sinnlücke*, die die Folge der Okkupation ist, die sie sich gefallen lassen muss. Gerade deshalb sind die Hörbarkeit und die Sichtbarkeit der Welt außerhalb unserer Eigenresonanzzonen verschwunden. Vielleicht fühlen, riechen und schmecken wir sie auch nicht länger. Es klingt paradox, aber die Welt ist uns gerade *wegen* ihrer Eroberung und Plünderung in immer weitere Ferne gerückt.

Für Virilio markierte dieser Vorgang eine schwerwiegende Verlusterfahrung. „Die Geschwindigkeit“, so lautete seine Diagnose, „ist gerade das Alter der realen Umwelt des Menschen.“⁹ Und mit folgendem Vergleich macht er diese Überlegung plausibel. „Wenn man älter wird, schrumpft und verkleinert sich alles das, was einem als Kind unermesslich und überproportional groß erschien; alles wird plötzlich eng, befindet sich in Reichweite ..., gleiches gilt leider für die beschränkte und schließlich aufgelöste territoriale Ausdehnung. Trotz der Versprechungen der Ökologie wird die Erde bald die Gesamtheit ihrer Ressourcen erschöpft haben, und die erste von ihnen ist hierin miteingeschlossen, die Bestimmung nämlich der Erde als Maßstab der menschlichen Aktivitäten.“ Vollendet sei nun „die Niederlage der bestehenden Welt“¹⁰. Außerhalb unseres Zugriffs scheint sie keinen Sinn mehr zu haben, bietet sie keinen Halt, vermag sie uns nicht länger zu orientieren. Ihre Maßstäblichkeit ist dahin. Sie ist demnach alterskrank, jene einstige Welt, die versprach, eine uns förderliche Behausung zu bieten.

Diese Feststellung sollte uns jedoch nicht zu riskanten Verklärungen oder unangebrachten Romantisierungen der Vergangenheit veranlassen. Einem naiven und deshalb hochproblematischen Naturalismus dürfen wir uns nicht anbequemen. Die Natur hat mit uns *direkt* jedenfalls nichts im Sinn. Es ist auch nicht die „bestehende Welt“, die es an unserer Stelle wohl wird richten müssen. Es liegt vielmehr an uns, uns um ihre Rettung zu bemühen. Wir wissen es im Grunde längst, dass unsere solipsistische Existenzweise sie nahezu gänzlich in die Knie gezwungen hat. Aber ebenso

wenig kommen wir ohne die „bestehende Welt“ aus der Bedrückung heraus. Wir müssen der restlosen Konsumierung der Welt und der progressiven Naturvernichtung ein Ende setzen.

Nicht wenige Menschen sind von einem elementaren ‚Überlebensstress‘ befallen, sind mit dem tagtäglichen und harten Kampf um Dinge befasst, die ihre bloße Weiterexistenz ermöglichen. Am anderen Ende der Skala findet ein überbordender „Geltungskonsum“ (Frank Trentmann)¹¹ statt, der sich in Überbietungswettbewerben austobt, die an die Grenzbezirke eines Luxuswahns heranreichen. Dazwischen sind allerlei Abstufungen des Weltverzehrs zu sichten, deren Sinn- und Vernunftlosigkeit bei zunehmender Exzesshaftigkeit radikal zunehmen. Die Zyniker in dieser exquisiten Population, die jedes Ansinnen auf Mäßigung mit dem bitteren Lachen quittieren, eine dem Untergang geweihte Welt könne erst recht keine Grenzen aufzeigen, bilden sich immerhin ein, einen klaren Blick bewahrt zu haben. Aber wer möchte schon zu einem solchen Zyniker werden und einen eigenen Beitrag zu dieser fatalen Diagnose leisten?

Auf den Pfaden unaufhaltsamen Mehr-Konsums kultivieren wir jedenfalls „eine Neigung zur Flucht in die Illusion“, wie sie Peter Sloterdijk genannt hat. Die „Disposition zum Aufbruch in Haltungen trotziger Verkennung der Realität wurde selbst realitätsbestimmend“¹². Da ist etwas falsch in dem uns zum Klischee gewordenen Versuch, ein ‚gutes Leben‘ zu führen. Aus diesem Grund dürfen wir der bangeren Intuition, dass sich um uns herum eine existentielle Leere ausbreitet, nicht davonlaufen. Wir sollten uns der Einsicht nicht verschließen, dass der Preis unseres Selbst- und Weltkonsums sich im Gefühl einer wachsenden Orientierungslosigkeit offenbart. Erwartungsfroh sind wir der Zukunft entgegengestürzt, dabei haben wir aber übersehen, dass wir in Wirklichkeit immer erfahrungsärmer wurden, vollgepackt mit Ambitionen und Informationen, aber leer an Wissen und Einsehen.

